

Nr. 49. Bromberg, den 2. März. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von Walter Erbse.

(20. Fortsetzung.) ———

Gisa Gisbert feierte in Amerika Triumphe. Sie stellte ihre ganze Kunst in den Dienst der Sache. Als man ihr aber einen mehrjährigen Vertrag unter den besten Bedingungen anbot, zögerte sie. Sie, die Unstete, Heimatlose empfand brennendes Heimweh. Immer wieder griff sie nach den Briefen Marias, die ihr regelmäßig schrieb. Sonst hätte Gisa für die Hausfrauensorgen der Freundin kaum Verständnis gehabt, hätte vielleicht die große Freude Marias auf das zu erwartende Kind kaum verstehen können. Doch in ihrer Herzenseinsamkeit kam sie sich wie eine Verbannte vor, die neidisch auf das Glück der Freundin blickte. Stürbeck und Stegwald schrieben lange Briefe über die erfolgreiche Aufführung ihres Filmes, Stürbeck voll von Humor und witzigen Einfällen, Stegwald mit nüchterner Sachlichkeit.

Eines Tages im Oktober erhielt sie eine Karte von Edith Altmann aus dem Teutoburger Wald. Stürbeck und Willfeld hatten unterschrieben. „Sie fehlen uns bei unserer fröhlichen Wanderung," schrieb Edith. Wie gern wäre Gisa mitgewandert! Sie hatte Sehnsucht nach den deutschen Wäldern.

An den Plakatsäulen von Hollywood las sie die Anzeige ihres Filmes in Los Angeles in echt amerikanischer Weise. Die Zeitungen berichteten von ihrem Flug um die Erde in den überschwenglichsten Schlagzeilen.

Gisa erhielt eine Einladung zu der Erstaufführung. Die Veranstalter waren von Los Angeles nach Hollywood gekommen und baten um ihr Erscheinen. Die Aufführung sollte eine Ehrung für sie werden. Die Spitzen der Behörden und die ganze deutsche Kolonie würden anwesend sein.

Widerwillig sagte Gisa zu.

Sie sah von der dunklen Loge aus einen Abschnitt ihres eigenen Lebens. Wahrheit und Dichtung verschmolzen zu einem Traum, wühlten ihr Innerstes auf. Sie schloß die Augen, um den süßen Trug, den sie selbst mit Stürbeck zusammen erdichtet hatte, neben der harten Wahrheit nicht sehen zu müssen. „The happy end" des Filmes war ein Lug, der sie schmerzte.

Der Beifall der Menge riß sie empor. Der Direktor des Lichtspielhauses zog sie mit sich fort zur Bühne. Sie neigte sich vor den tausend Menschen, die ihr zujubelten. Sie wurde mit Blumen überschüttet.

Gisa war todmüde, als sie von dem Festmahl, das man ihr zu Ehren veranstaltet hatte, nach Hollywood zurückkehrte. Ihre Kunst hatte sie die Rolle einer Königin spielen lassen, und die überlegene Sicherheit, mit der sie spielte, hatte die Amerikaner in ihren Bann gezogen.

Die Filmgesellschaften rissen sich um sie. Sie überboten sich gegenseitig mit ihren Angeboten. Man drängte Gisa zu einem mehrjährigen Vertrage, aber sie wies alle Angebote zurück. — — —

Alice weinte vor Freude, als ihr Gisa mitteilte, daß sie nach Beendigung ihres Gastspieles im Dezember nach Deutschland zurückkehren und wahrscheinlich Weihnachten zu Hause feiern würden.

Im November teilte ihr Maria Stegwald die glückliche Geburt eines Mädchens mit, das Gisa heißen und bei dem sie die Patenstelle übernehmen sollte. Maria hoffte, daß Gisa bald wieder zurückkehren würde. —

Die Heimat lockte!

*

Trüber Himmel und regennasse Straße empfingen Gisa. Sie fröstelte in dem häßlichen norddeutschen Winter nach dem warmen Klima Kaliforniens. Maria Stegwald hatte die Wohnung hergerichtet und auf Gisas Empfang vorbereitet. Gisa war ihr dankbar. Sie waren wieder daheim, als sei sie für ein paar Wochen verreist gewesen.

Am Weihnachtsfeiertag wurde die Taufe ihres Patenkindes bei Stegwalds gefeiert. Einige Kollegen und Kolleginnen waren noch geladen. Gisa war es aber, als säße sie mit Maria unter Fremden. Sie fühlte selbst, wie sie die fröhliche Stimmung durch ihre steife Zurückhaltung beeinflußte. Sie schützte Migräne vor und fuhr frühzeitig nach Hause.

Sie war uneins mit sich selbst. Sie beneidete die Fröhlichen, Glücklichen, mit denen sie nicht fröhlich sein konnte. Sie stand abseits allein.

Sie hatte sich nach Berlin gesehnt und fand nichts anderes als in Hollywood — — immer nur sich selbst. Sie war reif für ein Sanatorium! Sie war ärgerlich über sich selbst. War sie zu einer verweichlichten Stubenhockerin und Grüblerin geworden? Zum Lachen! Sie reckte ihre schlanke Gestalt. Sport wollte sie wieder treiben, in die Berge gehen, Ski laufen, reiten — tanzen! Ja, hinaus!

In plötzlichem Entschluß fuhr Gisa am nächsten Tage nach St. Moritz, kaum daß sie Zeit fand, sich von Stegwalds flüchtig zu verabschieden.

In der erhabenen winterlichen Hochgebirgswelt wich der seelische Druck von Gisa. Die gesunde körperliche Bewegung gab ihr einen ruhigen Schlaf, wie seit Monaten nicht. Sie hatte sich bald wieder mit den Skiern eingelaufen und machte schon nach wenigen Tagen größere Ausflüge mit einem Führer.

Ihre auffallende Schönheit stellte sie bald in den Mittelpunkt des Interesses in ihrem Hotel. Trotzdem sie in der Kurliste mit ihrem Familiennamen stand, hatte man sie doch als die bekannte Filmschauspielerin Gisa Gisbert erkannt. Eine Schar Verehrer ihrer Schönheit sammelte sich um sie. Sie war eine Tänzerin, um die die Herren sich stritten, und die die Damen beneideten. Aber bei ihren Skitouren schüttelte sie die Begleiter hochmütig ab. Die weiße Bergeinsamkeit paßte nicht zu einem Flirt.

Eines Abends saß sie plaudernd und lachend mit einigen Damen und Herren in der lichtdurchfluteten Halle des Kulmhotels. Es war Tanzpause, und der Sekt perlte in den Gläsern. Da fühlte Gisa, wie sie zwei Augen ansahen. Sie setzte das Sektglas, das sie eben zum Munde führen wollte, auf den Tisch zurück. Wie unter einem Zwang erhob sie sich und wandte sich nach der Tür. Ein großer, schlanker Herr verbeugte sich vor ihr.

„Mein gnädiges Fräulein!“ Er faßte ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Doktor Willfeld!“

Das Blut drängte nach ihrem Herzen. Sie war völlig unfähig, ein Wort weiter zu sprechen.

„Sie wundern sich, mich hier zu sehen?“ sagte er lächelnd. „Ihre Neujahrskarte ist daran schuld!“

Gisa hatte einige Neujahrsgrüße an ihre Bekannten aus St. Moritz geschickt, nach längerem Zögern auch an Dr. Willfeld.

„Sie kommen meinetwegen aus Deutschland hierher?“ fragte sie.

„Nein, mein gnädiges Fräulein! Ich bin seit vierzehn Tagen in Pontresina, wie in jedem Winter. Dahin kam Ihre Karte mit einem kleinen Umweg über Deutschland. Es verstand sich für mich von selbst, daß ich Ihnen einen nachbarlichen Besuch abstatte.“

„Sie haben mich völlig überrascht,“ gestand sie. „Wie haben Sie mich finden können.“

Willfeld lachte.

„Das ist wahrhaftig nicht schwer gewesen. Ein Anruf bei der Kurverwaltung genügte. — — Doch ich möchte Sie nicht Ihrer Gesellschaft entziehen.“

„Meiner Gesellschaft?“ Ein verächtlicher Zug legte sich um ihren Mund. „Wünschen Sie, daß ich Sie den Herrschaften vorstellen soll?“

Er seufzte.

„Wenn es sein muß!“

„Nein!“ Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. „Kommen Sie! Wir finden im Weinzimmer oder im Wintergarten ein ruhiges Plätzchen.“

Die Tanzmusik klang gedämpft in das stille Zimmer. Ein älteres Ehepaar legte an einem der Tische Patiencen. Einige Engländer redeten von Börse und Geschäften.

Gisa deutete auf einen leeren Ecktisch. Sie saßen sich gegenüber in den bequemen Sesseln. Gisa winkte den Kellner herbei und bestellte eine Flasche Sekt.

„Sie müssen mir erlauben, daß ich Sie heute als meinen Gast betrachte, Herr Doktor. Wir wollen das Wiedersehen feiern, nicht wahr?“

Willfeld verneigte sich lächelnd.

„Sie sind sehr liebenswürdig, gnädiges Fräulein.“

„Ich muß das gut machen, was Sie an mir verschuldet haben!“

„Ich an Ihnen?“

„Ja, Herr Doktor! Sie haben mich in Berlin schmählich im Stich gelassen. Das war nicht kameradschaftlich! Ich habe die Ehrungen einstecken müssen, die mir höchstens zur Hälfte gebührten. Ich habe Sie gar oft herbeigewünscht. Sie hätten die Dankesreden halten müssen, wie damals im Aeroklub Newyork. Sie haben mich damals mit Ihrem Redetalent überrascht und sprachen sogar noch in englischer Sprache!“

Willfeld sah sie halb belustigt an, daß sie unter seinem Blick errötete.

„Die gesellschaftlichen Formen sind bei mir etwas in Mißkredit gekommen, aber wenn es unbedingt nötig ist, weiß ich sie noch zu gebrauchen, wie zum Beispiel im Kulmhotel von St. Moritz!“

Der Kellner brachte den Sekt und schenkte die Gläser voll.

Sie tranken einander zu. Gisas Augen wurden heiß. Da sah sie, wie Willfelds Blick von ihr abirrte, wie ein Schatten über sein Gesicht flog. Sie mußte ihre Gefühle beherrschen.

„Seit wann sind Sie nach Europa zurückgekehrt?“ fragte er.

Sie nahm den Faden auf, erzählte plaudernd von Hollywood, von ihrer Rückreise, von der Taufe bei Stegwalds.

„Es wird Sie vielleicht interessieren, gnädiges Fräulein, daß Edith Altmann sich Weihnachten zunächst noch inoffiziell mit Stürbeck verlobt hat.

„Ah!“

„Denken Sie sich, der ‚Onkel Willfeld‘ spielte brav den Postillon d'amour und war auf einer wunderschönen Herbstwanderung die Anstandsperson.“

„Sie schrieben mir eine Karte aus dem Teutoburger Wald.“

„Ja, — Stürbeck war nämlich bei mir während seines Sommerurlaubs zu Gast. Er ist ein prächtiger Mensch.“

Gisa nickte in Gedanken versunken. Sie rang sich eine Frage ab, fast wie eine Höflichkeitsformel.

„Wie geht es Ihrer Fräulein Braut?“

„Anna Brandes ist tot.“

Gisa konnte kein Wort des Beileids sagen. Es wäre eine Lüge gewesen. Der Schatten des blassen Mädchens stand zwischen ihnen.

„Sie starb drei Tage nach unserem Start, zu der Zeit, als wir im Altaigebirge die Notlandung vornehmen mußten. Vielleicht schwebte sie damals schon als unser guter Engel über uns.“

Wie seltsam er das sagte!

„Sie haben sie sehr geliebt?“

„Sie nannten meine stille Liebe zu Anna Brandes eine Mitleidsliebe. Sie war wunschlos, diese Liebe, eine himmlische Liebe!“

Er beugte sich ein wenig zu Gisa vor.

„Sehen Sie, Fräulein von Benkendorf, die Menschen klammern sich mit tausend Hoffnungen und tausend Wünschen ans Leben. Mit einer Lüge habe ich ein liebes Menschenkind für die letzten Monate seines Lebens glücklich gemacht.“

Gisa saß mit zusammengezogenen Brauen.

„Ich weiß nicht, ob der Schein eines Glückes, auf einer Lüge aufgebaut, ein Glück sein kann.“

Willfeld lächelte.

„Wir Menschen sind glücklich, indem wir uns selbst belügen. Der Begriff des Glücks ist immer subjektiv. Wir legen bei der Beurteilung von Menschen den Maßstab immer an uns selbst an.“

„Vielleicht haben Sie recht,“ sagte Gisa nachdenklich.

„Mein verehrtes Fräulein, ich glaube, wir kommen ins Philosophieren!“

Sie nickte und schüttelte die Gedanken ab.

„Wollen wir tanzen?“

Willfeld lachte.

„Um Gottes willen! Ich würde mich bei dieser illustren Gesellschaft da drinnen unsterblich blamieren! Aber wenn Sie einen Begleiter auf einer Skitour brauchen, stehe ich Ihnen für diese Woche noch gern zur Verfügung.“

Die Freude stand auf Gisas Gesicht.

„Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an!“

„Waren Sie schon auf der Fuorcla Surlej? — — Nicht! Das wäre zum Beispiel eine prächtige Tour mit einer schönen Abfahrt durch das Rosegtal.“

Gisa war mit Freuden bereit.

Sie verabredeten sich für den übernächsten Tag. Willfeld wollte mit dem ersten Zug von Pontresina herüberkommen und sie im Hotel abholen.

Willfeld stand auf.

„Ich muß jetzt gehen, wenn ich den letzten Zug noch erreichen will.“

Gisa begleitete ihn auf die Diele.

Ich freue mich wie ein Kind auf unsere Skitour, Herr Doktor!“

„Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen übermorgen!“

*

Das Steigen strengte Gisa an. Sie fürchtete, daß Willfeld sie als Skiläuferin überschätzt hatte. Aber Willfeld war von ritterlicher Rücksichtnahme. Er drängte nicht vorwärts und fand immer eine Ursache zum Verschnaufen. Er war während der ganzen Tour so fröhlich und guter Laune, daß sie ihn kaum wieder erkannte.

Sie rasteten auf der Höhe in der Sonne. Dann kam die rasende Abfahrt ins Tal. Sie jagte hinter Willfeld her und jauchzte hell auf. Der harte Schnee sprühte. Mit glühenden Wangen landeten sie im Tal. Sie sahen sich lachend an.

Die letzte Stunde bis Pontresina liefen sie nebeneinander.

Sie aßen zusammen in Pontresina zu Mittag. Die Sonne der strahlenden Gebirgswelt lag noch auf ihren frohen Gesichtern. Der ganze Tag war ein Sonntag gewesen.

„Und wohin fahren wir morgen,“ fragte Gisa.

„Wir werden wohl morgen einen Ruhetag einschieben müssen, wenn wir noch einen größeren Ausflug beabsichtigen.“

Gisa war enttäuscht.

„Ich fühle mich gar nicht müde."

„Sie werden morgen schon Ihre Glieder fühlen," sagte er lachend.

„Aber ich möchte keinen Tag verlieren," sagte sie trotzig.

„Ich stehe übermorgen wieder zu Ihrer Verfügung, Fräulein von Benkendorf."

Gisa senkte beschämt den Kopf.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor. Ich bin anmaßend. Ich verfüge über Sie, wie . . ."

„Wie es eine große Dame von ihrem Kavalier erwarten muß," ergänzte er lachend.

„Nein! Nein!" wehrte sie. „Ich bin Ihnen ja so dankbar, daß Sie sich meiner annehmen."

(Fortsetzung folgt.)

Zahlung eingestellt.

Heitere Skizze von Karl Fritz von Woedtke.

Helmut Reinecke gehörte zu den durchaus nicht seltenen Exemplaren von Menschen, die sich nur dann vollkommen glücklich zu fühlen vermögen, wenn auch ein paar Tropfen Melancholie, sorgsam gepflegter Trauer also, in ihren Freudenbecher gemischt sind.

Wenn Helmut, ein junger Schriftsteller, gerade einmal Geld besaß, was nur gelegentlich und vorübergehend vorzukommen pflegte, dann aß er sich natürlich erst mal richtig satt. Und zwar mit allem dazu nötigen Zubehör, in einem sogenannten feinen Gasthause.

Aber während er hingegeben eine saftige, lang entbehrte Entenkeule bearbeitete, meldete sich in ihm schon jenes stets wache Gewissen, das ihm zuraunte, der Sinn des Lebens liege nicht in fleischlichen Genüssen, und Hungern sei im Grunde ein viel edlerer Zustand als Sattsein, das nur dumme und träge mache.

An derlei dachte Helmut, als er im Astoria saß, einem Speisehaus, das er zum ersten Mal besuchte. Trotzdem nagte er eifrig an seinem Entenknochen weiter. Daß er bei dieser grobsinnlichen Beschäftigung überhaupt noch solche Gedanken in seinem jungen Hirn wälzen konnte, schien freilich gegen seine soeben erläuterte Ansicht zu sprechen.

So, die Mahlzeit war beendet. Helmut winkte gesättigt und menschenfreundlich dem Kellner, der pflichteifrig herangewedelt kam. Vorsorglich befühlte der junge Schriftsteller seine Börse in der Tasche; es waren einige Fünfmarkstücke und noch etliches mehr darin. Der Kellner notierte freundlich lächelnd die stattliche Folge der verzehrten Gerichte und die fast ebensolange Reihe der Steuern und Zuschläge. „Macht zusammen 6 Mark 88", sagte er und schob mit vornehmer Geste Helmut die Rechnung hin.

Der blickte auf und — er war stets ein Mann des Augenblicks gewesen — sagte, einer plötzlichen Eingebung folgend: „Ich besitze keinen Pfennig."

Kampfesmutig sah er dem Ober ins verdutzte Gesicht. Das waren doch endlich mal wieder Sekunden von Spannung. Endlich wieder bekam ein schriftstellerisches Gemüt, stets darauf bedacht, die Mitmenschen zu studieren, Nahrung. Jetzt würden im Nu die oberflächlich angepinselten Verzierungen der Zivilisation abfallen, und der Herr Ober würde sich blitzschnell in ein reißendes Raubtier verwandeln.

Vorläufig blieb der Kellner jedoch (wahrscheinlich vor Schreck) zahm. Besorgt und fast väterlich sah er den jungen Zechpreller lange an. Dann ging er schweren Schrittes zum Geschäftsführer. Helmut studierte von weitem die beiden, die sein Schicksal besprachen, als betrachte er eine Szene auf der Bühne. Der Schauspieler, der den Geschäftsführer spielte, ein dicker, asthmatischer Herr, sprengte allerdings bald den Bühnenrahmen, indem er auf Helmuts Tisch zusteuerte.

„Junger Mann, was machen Sie für Geschichten! Wenn man kein Geld hat, ißt man keinen Entenbraten", sagte er, ohne daß viel Feindschaft in seiner Stimme lag.

Helmut, der in philosophischer Anwandlung beschlossen hatte, heute allem auf den Grund zu gehen, dachte eine Weile ernsthaft nach, bis er erwiderte: „Warum eigentlich nicht? Ist es einer Ente nicht völlig gleichgültig, ob sie nach ihrem sowieso gewaltsamen Tode von einem reichen oder einem minderbemittelten Menschen verschlungen wird?"

„Die Ansicht der Ente ist in diesem Fall völlig nebensächlich", antwortete der Geschäftsführer scharf, „aber die Ansicht jedes anständig denkenden Menschen ist die, daß jemand, der kein Geld hat, vielleicht bescheiden an der Küchentür klopfen und um ein Stück Brot bitten kann, nicht aber sich großartig ins Lokal setzen und die ganze Speisekarte herunteressen darf."

„So, und wenn Sie mir dieses Stück Brot nun nicht gegeben hätten? Nein, nein. Die Ente ist in meinem Magen gut aufgehoben, ich bereue meine Tat nicht", sagte der junge Schriftsteller, legte sich behaglich in den Stuhl zurück und zündete sich in aller Ruhe eine Verdauungszigarette an, was den Kellner wie den Geschäftsführer in helle, nicht mehr verhehlte Wut versetzte.

Gerade wollte einer von beiden auf die Straße laufen und, aufgebracht über so viel Frechheit, einen Schupo rufen, als eine junge und schlanke Dame, die durch den Raum ging, plötzlich an jenem Tisch der Schande, auf dem noch die Gebeine der ergaunerten Ente lagen, halt machte. „Hallo, Helmut", sagte sie leichthin und sehr erfreut, „na, das ist ja eine Überraschung."

Der verstockte Sünder und Student in Menschenkenntnis blickte auf. Seine Miene strahlte. „Hallo, Fräulein Astrid", sagte er, als er die heimlich angebetete Partnerin aus manchem sommerlichen Tennisspiel erkannte.

Dann, als Mann von Welt fuhr er fort: „Darf ich Ihnen meinen Freund, den Herrn Geschäftsführer vorstellen: Trinken wir zusammen einen Kaffee, Fräulein Astrid?"

Als Astrid nickte, gebot er: „Also zwei Kaffee und zwei Kognak". Seine menschlichen Studien hatte er über den Anblick des blonden weiblichen Geschöpfes längst vergessen.

„Ja, für mich einen Hennessy", fügte Astrid hinzu. Die Angestellten des Betriebes zogen sich fassungslos zurück, um über die eingetretene Wendung des Falls zu beraten.

„Ein abgefeimter Gauner. Sicher ist das Mädel seine Komplizin. Passen Sie auf die Kasse auf, wer weiß, was die noch anstellen", sagte der Geschäftsführer, dem jetzt unheimlich zu Mute wurde, und sah zu der jungen, sportschlanken Dame hinüber, die anscheinend harmlos plaudernd mit dem Zechpreller zusammen saß. Oder ob er doch das Überfallkommando alarmieren sollte?

„Hier ist schlechte Bedienung", stellte Astrid fest, als weder Kaffee noch Kognak sich blicken ließen. „Herr Ober, haben Sie uns vergessen?"

Vorsichtig, als ginge er auf einen brodelnden Vulkan zu, nahte sich der Kellner. „Meine Dame", sagte er stockend, „ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß der Herr . . daß der Herr . . ."

Aber da, im allerletzten Augenblick, fiel dem verliebten, jungen Schriftsteller seine psychologische Komödie ein. Beschwörend hielt er hinter dem schmalen Rücken von Fräulein Astrid zwei Fünfmarkstücke in die Höhe und kniff dazu die Augen zusammen. Der Ober, das blanke Silber sehend, nahm im Nu Haltung an.

„. . . daß der Herr besonderen Wert auf eine sorgfältige und frische Zubereitung des Kaffees legt. Darum dauert es etwas länger", bog er so geschickt um, wie es sich für den Kellner eines erstklassigen Betriebes gehört. Ein dankbarer Blick Helmuts belohnte ihn.

„Ja, wissen Sie, ich bin nämlich Stammgast hier", lachte der junge Mann erlöst, „und da nimmt man auf mich immer so viel Rücksicht. Außerdem bin ich mit dem Geschäftsführer sehr befreundet."

Kaffee und Kognak wurden ehrerbietig, wenn auch leicht befremdet serviert. Helmut Reinecke zahlte mit lässiger Miene die gesamte Rechnung, spendete ein fürstliches Trinkgeld und verließ mit der jungen Dame, den Angestellten leutselig zuwinkend, das Lokal.

Auf der Straße sagte er: „Man kann wirklich manchmal Studien machen. Glauben Sie, daß man eben auch so dienstbeflissen gewesen wäre, wenn ich ihm gesagt hätte, daß ich keinen Pfennig zur Bezahlung besäße? Was hätte man dann wohl mit mir gemacht?"

„Aber Sie sagten doch, Sie seien ein alter Stammgast. Da ist das doch nicht so gefährlich", fiel Astrid schnell ein.

„Richtig, daran hatte ich nicht gedacht", erwiderte Helmut. Und jetzt hatte er den schwierigen Selbstunterricht in Menschenkenntnis gründlich satt, jetzt, da ein viel wichtigeres Thema aus Fleisch und Blut anmutig neben ihm schritt.

Schicksal neben dem Bahnwärterhäuschen:

Schranken über der Straße.

Von Franz Klinkhardt.

Bahnkörper und Straße —, das sind zwei verschiedene Dinge, die sich schlecht vereinigen lassen. Und die Stellen, an denen Bahn und Landstraße sich kreuzen, jene Stellen, an denen in mehr oder minder großen Zwischenräumen klingelnd die rot-weißen Schranken sich quer über die Straße herablassen, sind von jeher Punkte erhöhter Gefahr gewesen. Jede noch so weitgehende Vervollkommnung des Sicherungswesens wird diese Gefahren nicht völlig aus der Welt schaffen können.

Die Männer in den kleinen Bahnwärterhäuschen, die als Wächter dieser Kreuzungen eingesetzt sind, müssen Menschen mit gesunden Nerven sein; die kleinste Unachtsamkeit kann Katastrophen von unabsehbarem Ausmaß zur Folge haben. Was die Ursache der nicht oder nicht rechtzeitig herabgelassenen Schranken bereits für Wirkungen gehabt hat, ist bekannt. Die kleinen Zwischenfälle, bei denen nichts geschieht, erfährt man aber nicht, und gerade sie beleuchten am besten den stillen, verantwortungsvollen Dienst, den der Bahnwärter tagaus, tagein an den Straßenbenutzern tut.

*

„Sehen Sie," sagt der Bahnwärter zu mir, „so etwas soll auch nicht sein", und zeigt mit der Hand auf ein Auto, das unmittelbar vor den gerade herabgelassenen Schranken hält.

„Warum?" frage ich. „Der Wagen ist doch nicht in die Schranken hineingefahren."

„Nein, das nicht." Der Beamte lächelt ein wenig. Er dreht die Schranken langsam wieder hoch; der D-Zug ist gerade vorübergebraust. „Es besteht aber die Vorschrift, daß Fahrzeuge bei geschlossenen Bahnübergängen bereits an den Warnungskreuzen halten müssen. Und so ganz unberechtigt ist das wirklich nicht."

„Wohl deshalb, damit für den Bremsweg ein kleiner Spielraum bleibt", werfe ich ein.

Der Bahnbeamte nickt. „Das auch, aber auch sonst kann etwas geschehen. Im vorigen Jahr hat ein Autofahrer eine kostspielige Erfahrung machen müssen. Er war auch so dicht an die Bahnschranken herangefahren, und wie ich die Schranken hochdrehen will, gibt es einen Ruck. Die Stoßstange des Wagens hatte sich verfangen, und so riß das Gitterwerk der Schranke aus. Die Reparaturrechnung ist nicht billig gewesen, und der Wagenbesitzer hat sie ohne weiteres bezahlen müssen."

„Unvorsichtige Autofahrer machen Ihnen wohl den meisten Kummer?" frage ich.

„Da haben Sie recht!" meint der Bahnwärter. „Da habe ich einmal ein ganz aufregendes Erlebnis gehabt. Es war am späten Abend. Ich mußte die Schranken herunterlassen. In demselben Augenblick kommt ein Kraftwagen herangeschossen. Ich drehe schnell noch etwas zurück, der Wagen kommt unter der ersten Schranke durch, bleibt aber an der zweiten hängen. Das Verdeck des Wagens wird abgerissen, die Schranke bricht weg. Sonst war nicht viel geschehen, das Auto ist natürlich schleunigst verschwunden; die vollkommen verdreckte Nummer konnte ich nicht erkennen. Mit den Insassen hat sicher etwas nicht gestimmt. Na, und ich hatte das Vergnügen, während der Nacht mit einer Lampe und dann noch am Vormittag mit einer roten Fahne bei der zertrümmerten Schranke Wache halten zu dürfen."

„Und der wahnwitzige Fahrer ist nicht erwischt?"

„Ich habe es nie erfahren. Das dritte Mal, wo es über meine Schranken gegangen ist, trug ein Pferdefuhrwerk die Schuld. Der Kutscher war auch so dicht als möglich herangefahren. In dem Augenblick, in dem der Zug heran ist, gehen die Gäule hoch und treten die Schranke zusammen. Der leichtsinnige Kutscher hat ganz großes Glück gehabt, denn die Deichsel, die sich dabei vorgeschoben hatte, wurde von dem Zuge glatt weggeknickt. Die Geschichte hätte viel schlimmer auslaufen können, der Kutscher konnte wirklich von Glück sagen. Ein Verfahren wegen Transportgefährdung hat er allerdings doch bekommen."

Die Signalglocke schlägt an. „Das ist der Berliner Personenzug", sagt der Bahnbeamte beiläufig. Seinen Fahrplan könnte er — glaube ich — im Schlaf auswendig herbeten. „Derselbe Personenzug übrigens, in den vor ein paar Monaten um ein Haar ein Radfahrer hineingesaust wäre. Die Schranke war schon geschlossen, und der Radfahrer kam die hier etwas abschüssige Straße in ganz hübschem Tempo herangerollt. Der Mann hatte sich in der Leistungsfähigkeit seiner Rücktrittbremse wohl etwas verrechnet, er konnte nicht anhalten. Ich sah das Unheil schon kommen und konnte nichts dagegen tun — —, aber da saß der Radfahrer bereits oben auf der Schranke wie ein Affe auf dem Schleifstein, und der Zug fuhr vorbei. Bleich und zitternd schob der Mann nachher sein Rad weiter. Ihm war im Augenblick anscheinend jede Lust vergangen, sich von neuem seinem Stahlroß anzuvertraun."

„Dann ist es an Ihrem Übergang also immer noch gut abgelaufen?"

„Ja," nickt der Bahnwärter, „aber, wie Sie sehen, man immer nur gerade so eben — — —"

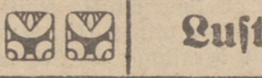
Der Berliner Personenzug ist vorbeigefahren, die Schranken sind wieder hoch.

„Ja," sagt der Beamte dann und lacht kurz auf, „wie das so geht, einmal habe ich sogar selber etwas abbekommen, womit man im allgemeinen nicht so ohne weiteres rechnet. Kurz vor einem D-Zug fährt ein Rübenwagen über die Bahn. Ich lasse die Schranken herab und baue mich vorschriftsmäßig auf. Aber als der Zug heran ist, bekomme ich einen Schlag vor den Kopf, daß ich denke, die Welt geht unter. Zehn Minuten lang bin ich ganz benommen gewesen. Wissen Sie, wie das kam? Eine Rübe war auf die Gleise gefallen, und die Lokomotive hatte das Stück nicht zu Mus zerfahren, sondern hochgeschleudert. Und ich —, na, ich stand gerade an der richtigen Stelle."

„Das hätte für Sie aber dumm auslaufen können", meine ich.

„Ach was!" Der Bahnwärter wischt diesen Einwand beiseite. „Ich bin auf dem Lande groß geworden. So 'nen lütten Puff verträgt man schon. Wenn einem weiter nichts an die Birne fliegt als so 'ne dusselige Rübe — — —"

Jetzt muß ich auch lachen, und damit verabschieden wir uns.



Lustige Ecke



Vorschlag.

„Herr Doktor, die Medizin zahle ich bar, und Ihre Besuche erwidere ich."

Der Grund.

„Du, wozu braucht man zum Heiraten Zeugen?"

„Weil's später keiner glaubt, daß man mal so'n Rindvieh war."

Der Wunsch.

Meier will ein Auto kaufen. Ein ganz fabelhafter Wagen steht da; er gefällt ihm.

„Das glaub' ich, daß Ihnen der gefällt, sagt der Verkäufer, er hat auch schon zwölf Preise."

„Das ist mir zuviel, sagen Sie mir bloß den niedrigsten!"

Beweis.

„Feiner Anzug, was? Bloß 100 Franken nach Maß. Glaubst du nicht? Ich kann dir den Zahlungsbefehl zeigen!"

Der Unterschied.

„Was kosten die Zimmer in Ihrem Hotel?"
„Vier Franken und sechs Franken."
„Und der Unterschied?"
„Zwei Franken."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.